

(Nachdruck verboten.)

33]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

„Ich glaube nicht, das etwas Gutes aus einer Revolution kommen würde,“ sagte Pelle hell. Er fühlte die alte Kampfbereitschaft wieder in sich.

„Darauf verstehst Du Dich nicht, wenn Du es nicht in Dir gefühlt hast!“ antwortete Morten heftig. „Revolution ist Gottes Stimme, die Recht und Gerechtigkeit übt, und über die sich nicht streiten läßt. Wenn sich die Armen erheben und sich ihr Recht verschaffen, so wäre das Gottes Urteil, und es würde nicht umgestoßen werden. Die Zeit hat wohl das Recht, sich selbst wieder einzuholen, wenn sie in irgend-einer ernstesten Sache in Rückstand geraten ist; und das geschieht nur durch einen Sprung vorwärts. Aber sie erheben sich nicht, sie sind wie feuchtes Pulver! Du bist wohl einmal da unten in dem Keller des Eisenhändlers unter der „Arche“ gewesen und hast sein Lager von Lumpen und Knochen und altem eisernen Gerümpel gesehen? Das ist lauter Abfall vom Müllplatz her, Dinge, die die menschliche Gesellschaft einmal verbraucht und dann da hinausgeschickt hat. Er holt es wieder herein, und nun können die Armen es kaufen. Er kauft auch das Brot von den Soldaten, wenn sie auf den Dummel gehen wollen und es auf den Schmutzhaufen werfen; es heißt, es sei Pferdefutter, aber die Armen kaufen es ihm ab und essen es. Der Müllplatz ist die Speisefammer der armen Leute, das heißt, wenn die Schweine genommen haben, was sie haben wollen. Die Amager Bauern mästen ihre Schweine damit, und die Gesundheitskommission denkt daran, das zu verbieten; aber mit den Kopenhagener Armen hat niemand Mitleid.“

Pelle schauderte. Es lag etwas Dämonisches in Mortens schrecklichem Wissen, er wußte ja mehr von der „Arche“ als Pelle selbst. „Bist Du denn auch unten in diesem widerlichen Lumpenkeller gewesen,“ fragte er, „oder woher weißt Du das?“

„Nein, aber ich weiß es nun einmal, das ist ja mein Fluch! Frag selbst nach, ob sie nicht Suppen aus den verfaulten Knochen von da draußen kochen. Und nicht einmal die Giftstoffe des Müllplatzes können sie entsünden. Sie fressen es auf und langen nach mehr. Ich ertrage es nicht, wenn nicht irgend etwas geschieht! Jetzt hast Du Dich aus dem Staub gemacht, so geht es mit jedem, der etwas ausrichten sollte, mit einem nach dem andern; weil sie zufrieden sind oder weil sie ihrem eigenen jämmerlichen Vorteil nachgehen. Die, die was taugen, kneifen aus, und nur die Elenden bleiben übrig.“

„Ich habe Euch nicht im Stich gelassen,“ sagte Pelle warm. „Du sollst sehen, daß ich es nicht getan habe.“

„Es ist nicht zu verwundern, daß sie müde werden,“ fuhr Morten fort. „Selbst Gott verliert die Geduld mit denen, die sich fortwährend niedertreten lassen. Ueber Nacht träumte mir, daß ich zu denen gehörte, die hungern. Ich ging die StraÙe hinab und war betrübt über meinen Zustand, und da begegnete ich Gott. Er war gekleidet wie ein alter Kosakenoffizier, und hatte die Knute um den Hals hängen.“

„Hilf mir, lieber Gott!“ rief ich und fiel vor ihm auf die Knie. „Meine Brüder wollen mir nicht helfen.“

„Was fehlt Dir?“ fragte er, „und wer bist Du?“

„Ich bin einer von Deinem auserwählten Volk, von den Armen,“ antwortete ich. „Ich hungere!“

„Du hungerst und kommst und klagst Deine Brüder an, die Eßwaren im Ueberschuß für Dich hingelegt haben?“ sagte er ganz aufgebracht und zeigte auf alle die schönen Läden. „Du gehörst nicht zu meinen Auserwählten, mach, daß Du wegstommst!“ Und dann schlug er mich mit der Knute über den Rücken.

Morten ging trübselig dahin und sprach nicht mehr; es schien, als wenn er weder sehe noch höre, er war ganz zusammengebrochen. Plötzlich bog er ab, ohne sich zu verabschieden.

Pelle ging nach Hause; er war ärgerlich über Mortens Festigkeit, die, so fühlte er, ein Angriff auf ihn war. Er wußte bei sich selbst, daß er nicht freulos war; das Glied, eine Familie zu stiften, sollte ihm niemand mißgönnen. Er war ganz empört, zum erstenmal nach langer Zeit. Hier kamen sie und stichelten auf ihn, der mehr für die Bewegung getan hatte, als die meisten, nur weil er für eine Weile sich mit seinen eigenen Angelegenheiten befaßt hatte. Drinnen in ihm regte sich etwas Unbändiges, er empfand ein plötzliches Bedürfnis, nach der Seite um sich zu schlagen, einen gehörigen harten Kampf auszufechten und die häusliche Wärme aus dem Körper zu schütteln.

Unten an den Kanälen war man im Begriff, das Eis aufzuhauen, um dem Wasser Luft zu schaffen. Es war schon Vorfrühlingstrieb darin, es führte die Eisstücke von dannen, dem Meere zu, mit unglaublicher Langsamkeit. Das wäre im Grunde eine Arbeit für Dich, dachte er ausweichend. Er fühlte, was eigentlich dahinter lag, ließ es aber nicht in sich aufkommen.

Sobald er innerhalb seiner vier Wände war, beruhigte er sich wieder. Ellen saß am Ofen, mit dem kleinen Lasse beschäftigt, der auf ihrem Schoß auf dem Bauch lag und zappelte.

„Sieh doch bloß einmal, was für ein süßes kleines Brötchen er hat,“ sagte Ellen, „er ist auch nicht 'ne Spur wund!“

Siebzehntes Kapitel.

Von seinem Platz am Fenster konnte Pelle über den Kanal mit der Zuchthausbrücke hinübersehen, wo die Gefangenen auf dem Holzstoß lagen und Wolle wuschen. Er erkannte Ferdinands große kräftige Gestalt; kurz nach Weihnachten hatte man ihn in einer unterirdischen Grabkammer auf dem Friedhof eingesperrt, wo er sich eingerichtet hatte; der Schnee hatte sein Versteck verraten. Und nun saß er hier, so in der Nähe der „Arche“ und seiner Mutter! Von Zeit zu Zeit erhob er den kurz geschorenen Kopf und sah da hinüber.

Auf der andern Seite der Brücke — nach dem Markt zu — lag der Töpfer mit seiner Schute; er hatte seine jütischen Töpferwaren auf dem Kai aufgestapelt, und die Frauen von Christianshafen kamen und handelten mit ihm. Und dahinter ragte die Masse der „Arche“ auf.

So ungeheuer sie auch war, wirkte sie doch nicht wie eine Kaserne, sondern lag da mit ihrem willkürlichen Dorfgepräge, als seien hundert Dörfer zu einem unentwirrbaren Gausen zusammengefaßt. Ursprünglich war es wohl ein kleiner Fachwerkkasten von einem Stockwerk mit Dachgiebel gewesen. Dann hatte es angefangen, Großstadt zu zeugen, hatte Knospenbildung nach allen Seiten angelegt, und nach oben hinaus ganz kaleidoskopisch zu einem mächtigen Klumpen mit kleinen Stüden Fassade, einem Keildach, tiefen Winkeln und vornüberhängenden Giebeln, durcheinander, in einem endlosen Wirrwarr. — ganz hinauf bis zu dem fünften Stockwerk über der Mitte. Da oben schwebte immer ein blauer Dunstkreis und gab den Schacht an, das gemeinsame Atemloch für das Gewimmel der „Arche“. Hier konnte man Frau Fransens Mansarde mit der Rauchmüke darüber erkennen, und weiter hinab, in einer tiefen Gruft, die sich in die Massen hineinschnitt, unterschied er Hannes Fenster. Sonst konnte er nicht viele von den kleinen Fenstern unterbringen. Sie starrten hinaus wie gebrochene Augen. Selbst der Kohlenmann, der Wirt war, wußte nur schlecht Bescheid in den Gängen und Winkeln der „Arche“.

Er sah die Bewohner der „Arche“ sorglos und mit kurzem Ziel über die Brücke hin und her laufen; sie waren immer im rechten Augenblick im Gange und stürzten dahin. Es lag etwas Mührendes über ihrer Vergeßlichkeit, die die Not hervorgerufen hatte; in der „Arche“ sorgte man erst für das Essen, wenn man sich zu Tisch gesetzt hatte und entdeckte, daß nichts da war.

Und zwischen ihnen wanderten Arbeiter in kleinen Scharen über die Brücke ein und aus; der taktfulle Schritt von Norderbrücke hatte sich bis hierher verpflanzt, als suchte er ihn hier auf.

Es gärte nicht länger wild in den Massen, statt dessen war ein eiserner Willen im Werden. Aus der Verwirrung

und dem chaotischen Wirrwarr tauchten jetzt Linien auf, ein gemeinsames Bewußtsein sammelte sich auf dem Boden und ward zur Richtung. Auf seine wunderliche Weise hatten sich Tausende beruhigt und schritten nun langsam und bedächtig vor, unter dem Gedanken des Zusammenchlusses. Für einen, der weniger scharf hörte, konnte es den Eindruck erwecken, als wenn nichts vor sich gehe — als hätten sie sich wieder bei ihrem Schicksal beruhigt; aber Belle wußte, was sich da regte. Er hatte selbst die Schulter dagegen gestemmt und war im geheimen bei dem Ganzen mit dabei.

Glücklich nahm er Ellens verdoppelte Liebe hin und alles, was er unternahm, galt ihr und dem Kinde.

Aber in ihm hallten die Fußtritte wider und ließen sich nicht zum Schweigen bringen; sie waren tiefer eingedrungen, als er selbst kommen konnte. Es war, als sei plötzlich ein Lautdämpfer weggenommen, er mochte es wollen oder nicht, er hörte jeden Schritt der Wanderung da draußen. Die schlechten Zeiten veranlaßten sie, sich still zu bewegen, aber im Vorhergehenden arbeitete es. Die neuen Ideen waren im Begriff, ihnen geläufig zu werden, das Blatt drängte sich mit ihnen in die Familien ein, sie ertönten von den Rednertribünen des Volkes und bei den Mahlzeiten auf den Arbeitsplätzen. Die Anstreckung drang über Treppengänge und ging von Tür zu Tür. Organisationen, die gebildet und mehrmals auseinandergegangen waren, wurden von neuem gebildet und diesmal, um zu bestehen. Die Arbeitgeber bekämpften sie, konnten sie aber nicht nieder schlagen; es war wie ein inneres Geseh in der Masse, wonach sie sich lagern mußte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

19]

Von Leo Tolstoi.

Als er in dieser Nacht in sein Schlafzimmer zurückgekehrt war, and sich auf seinem schmalen, harten Feldbett ausgestreckt hatte, konnte er unter dem Soldatenmantel, der ihm als Bettdecke diente, und den er selbst für mindestens so berühmt hielt wie den berühmten Hut Napoleons, lange Zeit keinen Schlaf finden. Er stellte sich bald das halb schreue und halb verzückte Gesichtchen dieses jungen Mädchens, bald die üppigen Schultern seiner hässlichen Geliebten, der Melidowa, vor und verglich beide miteinander. Der Gedanke, daß die Ausschweifungen eines verheirateten Mannes aller Sittlichkeit ins Gesicht schlugen, lag ihm himmelweit fern, und er wäre im höchsten Maße erschauert gewesen, wenn ihm jemand deshalb ein Wort des Tadelns gesagt hätte. Trotzdem er nun seit davon überzeugt war, daß niemand an seiner Handlungsweise etwas aussetzen konnte, hatte er doch einen etwas bitteren Nachgeschmack davon, und um diesen loszuwerden, bediente er sich eines Mittels, das ihn stets ganz außerordentlich beruhigte: er begann darüber nachzudenken, was für ein großer Mann er doch im Grunde genommen sei.

Obwohl er erst sehr spät eingeschlafen war, stand er doch bereits in der achten Stunde auf, machte seine gewohnte Toilette, rieb den großen, seifigen Körper mit Eis ab und verrichtete seine Morgengebete in der von Kindheit auf gewohnten Zusammenstellung: zuerst das Gebet an die Muttergottes, dann das Glaubensbekenntnis und hierauf das Vaterunser — ohne sich im übrigen bei den Worten, die seine Lippen murmelten, auch nur das geringste zu denken. Nachdem er sich so für den Tag vorbereitet hatte, verließ er durch den kleinen Ausgang das Palais und begab sich nach dem Kewaquai, um seinen gewohnten Morgen Spaziergang zu machen.

Auf dem Quai war ihm ein junger Hörer der Rechtschule, in Uniform und Hut, begegnet — ein Mensch von der gleichen Niesengestalt wie er selbst. Als Jar Nikolaus die Uniform des Instituts erblickte, die er wegen der unter den Schülern herrschenden freien Gesinnung gar nicht leiden mochte, runzelte er unzufrieden die Stirn. Aber die statliche Erscheinung des Rechtschülers, seine stramme Haltung und das streng vorchristliche Wortprechen des Gehogens beim Gonnour beängstigten seine Unzufriedenheit ein wenig.

„Wie heißt du?“ fragte er den jungen Niesen.

„Koloffatom, Ew. Majestät.“

„Bist ein strammer Butsche!“

Der Schüler stand mit der Hand am Hute da, ohne sich zu rühren. Der Kaiser trat auf ihn zu.

„Willst du Offizier werden?“

„Zu Befehl — mein, Ew. Majestät.“

„Tölpel!“ sagte Nikolaus und wandte sich ab. Während er weiterging, sprach er das erste beste, Wort, das ihm auf die Lippen kam, laut vor sich hin. „Kopperwein, Kopperwein,“ wiederholte er mehrmals — es war der Name des Mädchens, das er gestern kennengelernt hatte. „Zu dumm, zu dumm,“ sagte er dann weiter, ohne über den Sinn der Worte, die er mechanisch hervorbrach, nachzudenken. „Ja, was wäre Rußland ohne mich!“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort und fühlte, daß in seiner Seele wieder jenes unzufriedene Empfinden aufstieg. „So, was wäre Rußland, was

wäre Europa ohne mich!“ — und er gedachte seines Schwagers, des Königs von Preußen, und seiner Schwäche und schüttelte den Kopf.

Als er nach dem Palais zurückkehrte, sah er an der Salkhowauffahrt den Wagen der Großfürstin Helena Pawlowna mit dem Lakaien in der roten Livree auf dem Bod.

Helena Pawlowna war für ihn die Verkörperung jener höflichen, überflüssigen Leute, die nicht nur über Wissenschaft und Dichtkunst, sondern auch über die Kunst des Regierens grübelten und jannnen und sich einbildeten, sich selbst besser regieren zu können, als er, Nikolaus sie regierte. Er wußte, daß diese Leute, so sehr er sich auch bemühte, sie unterzuducken, doch immer und immer wieder an die Oberfläche emportauchten. Er gedachte seines jüngst verstorbenen Bruders Michail Pawlowitsch, und ein Gefühl des Unwillens und der Niedergeschlagenheit überkam ihn. Er machte ein finsternes Gesicht und begann wieder das erste, beste Wort vor sich hinzuzulüftern. Er hörte erst auf zu flüstern, als er das Palais längst betreten hatte. In seinem Schlafgemach glättete er vor dem Spiegel Badenbart, Scheitel und Schläfenhaar, drehte seine Schnurrebartspitzen nach und begab sich darauf in das Kabinett, in dem er die Vorträge der Minister entgegenzunehmen pflegte.

Der Kriegsminister wurde zuerst von ihm empfangen. Tschernyschew sah sogleich am Gesichte und vor allem an den Augen des Jarom, daß dieser heute ganz besonders mißlaunig war. Er wußte von dem gestrigen Erlebnissen des Kaisers und erriet daher auch sogleich den Grund der schlechten Stimmung. Der Kaiser begrüßte Tschernyschew kühl, forderte ihn auf, sich zu setzen, und richtete seine leblosen Augen auf ihn. Die erste Angelegenheit, die Tschernyschew vorbrachte, war eine umfangreiche Unterschlagung, die von einigen Intendanturbeamten begangen worden war; dann kam eine Disziplinierung der an der preußischen Grenze liegenden Truppenteile zur Sprache, worauf noch eine Anzahl von nachträglichen Neujahrsqualifikationen für solche Leute, die in der ersten Liste übergegangen worden waren, zur Genehmigung gelangte. Die nächste Sache war der Bericht Woronzows über die Ankunft Chadschi-Murats in Tifflis, und zu allerletzt kam dann noch die unangenehme Affäre eines Studenten der medizinischen Akademie zur Sprache, der ein Attentat auf einen Professor verübt hatte.

Schweigend, mit zusammengepreßten Lippen, die große, weiße Hand mit dem einen Goldreif am Ringfinger über die vor ihm liegenden Papierblätter hinzuführen, hörte Nikolaus den Bericht über die spitzbübischen Intendanturbeamten an, ohne auch nur einen Blick von der Stirn und dem Scheitel Tschernyschew's zu verwenden.

Nikolaus war fest davon überzeugt, daß alle Welt in Rußland stehle. Er wußte, daß er diese Intendanturbeamten bestrafen mußte, daß sie alle miteinander als gemeine Soldaten in irgendein Regiment einzustellen seien, aber er wußte auch, daß dies ihre Nachfolger durchaus nicht davon abhalten würde, gleichfalls zu stehlen. Es war eben einmal die Eigenart der Beamten, zu stehlen, wie es seine Pflicht war, sie dafür zu bestrafen, und so sehr er dessen auch schon überdrüssig war, so erfüllte er doch diese seine Pflicht mit ruhigem Gewissen.

„Es gibt eben bei uns in Rußland nur einen einzigen ehrlichen Menschen,“ sagte er.

Tschernyschew verstand sogleich, daß er mit diesem „einzigen ehrlichen Menschen“ sich selbst meinte, und lächelte beifällig.

„So ist's, Ew. Kaiserliche Majestät,“ sagte er.

„Gib her, ich will meine Resolution daneben schreiben,“ sprach Nikolaus, nahm das Aktenstück und legte es links neben sich auf den Tisch.

Hierauf hielt Tschernyschew über die Gratifikationen und die Verlegung der Truppen Vortrag.

Nikolaus sah die Liste der vom Minister für die Gratifikationen vorge schlagenen Personen durch, strich einige Namen darin und versügte dann kurz und resolut die Verlegung zweier Divisionen an die preußische Grenze. Er konnte es dem Könige von Preußen nicht verzeihen, daß er nach dem Jahre 48 seinem Lande eine Konstitution verliehen hatte, und hielt es trotz aller Freundschaftsver sicherungen, die er in seinen Briefen an diesen seinen Schwager zum Ausdruck brachte, doch für geraten, auf jeden Fall an der preußischen Grenze die nötige Truppengahl zusammen zu haben. Diese Truppen konnten unter Umständen auch Verwendung finden, falls etwa in Preußen ein Volksaufbruch — Nikolaus witterte überall den Aufbruch — stattfinden sollte; seine Krieger würden dann den Thron des Schwagers ebenso beschützen, wie sie früherzeit den österreichischen Kaiser gegen die Ungarn beschützt hatten. Auch waren diese verstärkten Truppenkontingente vonnöten, um seinen verwandtschaftlichen Ratshältern beim Könige von Preußen größeres Gewicht zu verleihen.

„Ja, wie stände es wohl jetzt mit Rußland, wenn ich nicht wäre!“ dachte er wiederum.

„Nun, was gibt es noch weiter?“ sagte er dann.

„Aus dem Kaukasus ist ein Kurier angekommen,“ begann Tschernyschew und erstattete seinen Bericht darüber, was Woronzow über Chadschi-Murat und seinen Uebertritt zu den Russen gemeldet hatte.

„Sieh da!“ sprach Nikolaus — „das ist ja ein ganz hübscher Anfang!“

„Der Kriegsplan, den Ew. Majestät entworfen haben, beginnt seine Früchte zu zeitigen,“ sagte Tschernyschew.

Dieses Lob seiner strategischen Fähigkeiten war Nikolaus ganz besonders angenehm, obschon er im Grunde seiner Seele fühlte, daß sie gar nicht vorhanden waren. Er legte nur einmal Wert darauf, auch als großer Stratege zu gelten, und wollte das ihm gespendete Lob recht ausgiebig genießen.

„Wie denkst du eigentlich über meinen Plan?“ fragte er den Minister.

„Ich denke, daß der Kaufasus längst unterworfen wäre, wenn man den Plan Ew. Majestät, allmählich, wenn auch langsam, vorzubringen, indem man die Wälder niederschlägt und dem Feinde die Möglichkeit der Verprobantierung benimmt, schon früher zur Klusführung gebracht hätte. Daß Chadschi-Murat sich ergeben hat, führe ich nur darauf zurück. Er ist zu der Einsicht gelangt, daß er sich nicht länger halten kann.“

„Ganz richtig,“ sagte Nikolaus.

Der Plan, nur allmählich, unter Ausrottung der Wälder und Abseidung der Zufuhr, in das Gebiet des Feindes einzubringen, stammte tatsächlich von dem Generalen Jermolow und Weljaminsow, und er stand zu dem Kriegsplane des Zaren in schroffem Gegensatz, der vielmehr darauf abzielte, Schamyls Residenz durch einen großen Coup in russische Gewalt zu bringen und dieses Räuberneß zu zerstören. Nach diesem Plane des Zaren war auch die im Jahre 1845 ausgerüstete Expedition gegen Dargo unternommen worden, die so viele Menschenleben gekostet hatte. Gleichwohl schrieb Zar Nikolaus auch jenen andern Plan, das Land in langsamem Vordringen, unter allmählicher Niederlegung der Wälder und Ausschöpfung der Bevölkerung, zu erobern, sich selbst zu. Man hätte meinen sollen, daß, wenn er diese letztere Art des Vorgehens zu der seinigen machte, er unbedingt wünschen mußte, sein lebhaftes Eintreten für die auf einem ganz entgegengesetzten Gedanken beruhende Expedition von 1845 vergessen zu machen. Er legte hierauf jedoch nicht den geringsten Wert, sondern war auf beide Pläne, die nach seiner Meinung ihn persönlich zum Urheber hatten, in gleicher Weise stolz, obschon sie beide miteinander in schroffem Widerspruch standen. Die beständige, dem Tatsachen ins Gesicht schlagende, grobe Schmeichelei, deren sich seine Umgebung ihm gegenüber befeiligte, hatte ihn so weit gebracht, daß er die Widersprüche in seinem Handeln nicht mehr sah, daß er nicht merkte, wie seine Worten und Taten aller Logik und alles gesunden Menschenverstandes spotteten, und fest davon überzeugt war, daß alle seine Anordnungen, so unvernünftig, ungerecht und unlogisch sie auch sein mochten, einzig dadurch, daß sie von ihm ausgingen, vernünftig, gerecht und logisch wurden.

Das trat auch jetzt wieder bei seiner Entscheidung in Sachen jenes Studenten der medizinisch-chirurgischen Akademie zutage, über dessen Affäre ihm Tschernyschew nach seinem Bericht über die kaukasischen Angelegenheiten Vortrag hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frage nach dem diluvialen Menschen.*)

Soweit uns die Geschichte in die Vorzeit zurückblicken läßt — und in den alten Kulturländern Aegypten und Babylonien reichen die historischen Dokumente bis in das fünfte, ja sechste Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung —, finden wir sichere Anzeichen dafür, daß damals schon die gleichen Unterschiede zwischen den verschiedenen Völkern und Rassen bestanden haben, wie sie uns heute entgegentreten. Es sprach sich das Selbstgefühl der herrschenden Kulturaffen in einer Geringschätzung und Verachtung der Barbaren in ältester Zeit kaum weniger scharf aus als in unseren Tagen, und wenigstens aus dem vierten Jahrtausend vor uns stammen schon plastische Abbildungen und graphische Darstellungen auf den Wänden ägyptischer Denkmäler, die uns mit einer gewissen Treue und Realisir des Vortrags die Körper- und namentlich die Gesichtsverhältnisse verschiedener Stämme zeigen, mit denen die Aegypter in Beziehung traten. Ein klassischer Zeuge, G. Fritsch, hat mit voller Bestimmtheit diese Uebereinstimmung der ältesten ägyptischen Porträtvorstellungen mit den heutigen in und um Aegypten lebenden Menschentypen erst neuerdings wieder hervorgehoben. Das persische Weltreich herrschte über Völker aller Hautfarben und führte auch Stämme schwarzer Haut, die Aethiopen aus Südbindien und Nordafrika, gegen die jugendfrische Geisteskultur Griechenlands ins Feld. Um den Urmenschen, aus dessen Variierung die verschiedenen Typen der heutigen Menschheit hervorgegangen sind, zu finden, müssen wir viel weiter in ältere geologische Epochen zurückgehen, gegen deren nur nach Lichtzeit zu messende Aeonen die wenigen Jahrtausende, deren Anfänge das Dämmerlicht der ältesten Historie erleuchtet, nur als eine verschwindend kurze Zeitspanne erscheinen.

* Durch das Entgegenkommen des Bibliographischen Instituts in Leipzig sind wir in der Lage, unsere Leser mit einem interessanten Abschnitt aus Prof. Dr. Joh. Raunkes neubearbeiteter Anthropologie „Der Mensch“ bekannt zu machen, die durch das Erscheinen des zweiten Bandes demnächst in dritter Auflage vollständig wird.

Als im Anfang des 18. Jahrhunderts die Naturforschung begann, die geologischen und paläontologischen Erscheinungen Europas wissenschaftlich aufzunehmen, erschien es selbstverständlich, zunächst nach den Zeugnissen jener gewaltigen Katastrophe zu suchen, die nach den übereinstimmenden Sagen der Kulturvölker und der Autorität des hebräischen Berichts die älteste Periode der menschlichen Entwicklung von der vergleichsweise modernen Zeit trennen sollte. Die Alte Welt erzählte sich von gewaltigen Wasserfluten, die Berg und Tal übergoßen und die alte Menschheit vernichteten, ein Untergang, aus dem sich nur wenige, die Ahnen des heutigen Menschengeschlechts, zu retten vermochten; die altgermanische Sage berichtet, daß aus dem schmelzenden Eise das Leben der neuen Zeit sich erhoben habe. Die „große Flut“, das Diluvium, schien in verständlicher Weise jene längst beachteten Reste in Stein verwandelter Organismen, welche die Gebirge überall bergen, und die wunderbare Mischung von Land- und Meeretieren zu erklären, die in den geologischen Schichten der Talgehänge ebenso wie auf der Höhe der Berge gefunden worden waren. Das sind die Anfänge der wissenschaftlichen Geologie und Paläontologie, auf welche die Jetztzeit zwar mit Lächeln zurückblicken liebt, in der aber schon Probleme angeregt und Antworten darauf gesucht wurden mit einer wissenschaftlichen Energie, wie eine solche für die betreffenden Fragen die Wissenschaft erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wieder gewonnen hat. Vor allem gilt das für das Problem vom „diluvialen Menschen“.

War der Mensch wirklich, wie die Mythen übereinstimmend berichten, Zeuge des Diluviums, ein Begriff, unter dem damals noch die gesamte geologische Urzeit zusammengefaßt wurde, so mußten sich, ebenso wie die Reste so zahlreicher anderer animaler Wesen, auch die seinigen in den Erdschichten verborgen und erhalten noch auffinden lassen. Da brachte der gelehrte Schweizer Naturforscher Schuechzer im dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts in seinen unter Leitung von Johann Andreas Pfafl in Augsburg von ausgezeichneten Künstlern mit musterghiltigen Kupferstichen illustrierten Folianten der „Physica sacra“ unter anderen vortrefflichen Abbildungen paläontologischer Objekte auch die geradezu klassische Darstellung einer Platte aus den an Bersteinungen reichen Deninger Schieferbrüchen, auf der er die Knochen eines menschlichen Kindes zu erkennen glaubte. Der Mensch, der Zeuge des Diluviums gewesen, schien gefunden, und über der näheren Beschreibung seiner vermeintlichen Reste steht im Geschma jener Zeit der später vielbesagte Vers:

„Betrübtes Bein-Gerüst von einem alten Sünder,
Erweide Stein und Herz der neuen Böhms-Kinder.“

Es wahrte nicht lange, so stieß man auch anderwärts unter den Knochen vorhistorischer Tiere auf Menschenknochen. Der Pfarrrer J. F. Esper hatte in den Knochenhöhlen der fränkischen Schweiz, die seit alter Zeit zur Gewinnung von versteinertem Elfenbein, „ebur fossile“, dienten, als welches die Knochen vorweltlicher Tiere ein vielgesuchtes und teures Arzneimittel darstellten, bei der wissenschaftlichen Ausbeutung derselben zweifelhafte Menschenknochen gefunden. Seine Beschreibung der Fundgeschichte vom Jahre 1774 ist so einfach und natürlich, daß wir an der Genauigkeit seiner Mitteilung nicht zweifeln dürfen. An einer vollkommen unversehrten Stelle, geschützt von einem Steinvorsprung der Höhlenwand, fand er in demselben Lehm mit Knochen des Höhlenbären und anderer diluvialer Tiere einen Unterkiefer und ein Schulterblatt des Menschen; später kam auch ein ziemlich wohlserhaltener Menschenschädel zutage. Esper argumentiert in seinem durch noch heute vollkommen brauchbare Abbildungen der von ihm entdeckten diluvialen Höhlentiere gezielten Werke „Ausführliche Nachricht von neu entdeckten Fossilien“ ganz im Sinne der modernen Wissenschaft: der Mensch, dessen Reste mit denen der diluvialen Säugtiere in dem Höhlenschlamm begraben wurden, muß auch mit diesen Tieren gelebt haben, er war sonach ein Zeuge der „großen Flut“.

Aber schon hatten sich für die Beurteilung seines Fundes die allgemeinen wissenschaftlichen Anschauungen und Verhältnisse ungünstig gestaltet. Cuvier, der Begründer der modernen, auf vergleichende Anatomie aufgebauten Paläontologie, dem seine Zeit mit Begeisterung nachrühmte, er versichere es, aus einem einzigen Knochen das wahre Bild eines vorweltlichen Tieres „mit Haut und Haar“ wieder zu ergänzen, erkannte zwar die wissenschaftliche Wichtigkeit der sonstigen Esper'schen Funde achtungsvoll an, aber für den diluvialen Menschen war in seinem Weltbilde kein Raum. Seine Katastrophentheorie, die bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts die allgemeine Anerkennung der Wissenschaft besaß, basierte auf der Annahme gewaltiger Erdrevolutionen, welche die organischen Schöpfungen der je vorausgehenden geologischen Periode vollkommen vernichtet haben sollten. Durch Reusch's Schöpfung von Organismen habe sich dann nach jeder derartigen Revolution die Erde neu bevölkert. Man hatte es an der Hand der Vergleichung der vorweltlichen Organismen schon gelernt, die geologische Vorzeit in verschiedene zeitlich aufeinander folgende Epochen zu scheiden, die man Schöpfungsepochen zu nennen pflegte, da sich eine jede durch die in ihr lebenden besonderen Organismen scharf von der anderen trennen lassen sollte. Die beiden jüngsten geologischen Epochen sind Alluvium und Diluvium. Der Epoche des Alluviums, in der die Menschheit gegenwärtig lebt, geht die Epoche des Diluviums voraus, aber nach Cuvier's Ansicht von der jüngsten Epoche, dem Alluvium, durch eine jener vernichtenden Umwälzungen der Erdoberfläche getrennt, die es undenkbar

erscheinen ließe, daß sie ein lebendes Wesen überdauern sollte. Wie Erbschichten Europas, die dem Diluvium, in dieser damals neuen Definition Cubiers, angehörten, charakterisiert werden durch die Knochen des Mammut-Elefanten, des Nashorns und des Flußpferdes, des Löwen, der Hyäne und des kolossalen Höhlenbären, so sollten die Menschenknochen die „Leitfossilien“ sein für die neuesten, dem Alluvium angehörenden Erbschichten. Erst nach dem Aussterben der großen diluvialen Dicksäuter, so lautete das Dogma, ist der Mensch in Europa aufgetreten. Und wie lächerlich hatte sich des guten Scheuchzer angeblicher Fund des Homo diluvii testis, d. h. des Menschen als Zeugen der Sintflut, entlarvt: Cubier erkannte in ihm die Knochenreste eines etwa 1 Meter langen Wasserwolves, der an Größe und Gestalt dem japanischen Riesensalamander ähnlich ist. Man lachte. Und nichts bringt sicherer und dauernder eine Meinung zum Stehen und bald zum Rückgang und Verschwinden als der Fluch des Lächerlichen.

In Espers Entdeckungen, an die sich noch eine Reihe ähnlicher aus anderen Höhlengegenden anschloßen, konnte an sich nicht gezweifelt werden; aber waren sie für die Anwesenheit des Menschen in Europa während des Diluviums denn wirklich beweisend? Es wurde die Parole ausgegeben, daß es trotz Espers gegenteiliger Angaben ein Grab aus späterer Zeit gewesen sei, in dem alle jene Gebeine lagen, und noch in neuester Zeit hat Bohd Dawkins diese Meinung wiederholt. Das Suchen nach dem diluvialen Menschen hörte auf, die „Anthropolithen“, nach denen man früher so eifrig geforscht hatte, wurden, wenn sie sich gelegentlich fanden, als zweifellos jünger nicht nur nicht beachtet, sondern meist als wertlos beiseite gelassen. Die Herrschaft der Cubierschen Meinungen war eine absolute. Um für den diluvialen Menschen in dem naturwissenschaftlichen System wieder Platz zu schaffen, mußte erst dieser dogmatische Bann, der die Forscher so lange gefesselt hielt, gebrochen werden.

Es war vor allen der große englische Geologe Sir Charles Lyell, der eine Wandlung der allgemeinen Anschauungen von dem Wesen der Schöpfungsperioden anbahnte und durchsetzte. Er kam zu der Ueberzeugung, daß, wenn nur eine genügend lange Zeit gegeben sei, dieselben umändernden Einflüsse, die heute langsam und in ihrem Einzeleffekt kaum merklich, aber unauffällig die Erdoberfläche umgestalten, hinreichen würden, um die Veränderungen der Erde und ihrer Bewohner in den vorausgehenden geologischen Epochen im wesentlichen zu erklären, wozu Cubier und nach ihm der gesamten zünftigen Wissenschaft die Annahme plötzlich hereingebrochener gigantischer Erdrevolutionen notwendig erschienen war. Im langsamen Uebergang, im Laufe einer fast unendlich erscheinenden Zeit haben sich nach und nach und allmählich die Umwandlungen vollzogen, deren Größe Zeugnis ablegt nicht von der Gewalt unbekannter, plötzlich wirkender Kräfte, sondern von der Länge der Zeit, während welcher die uns bekannten, nur scheinbar kleinen und ohnmächtigen Ursachen tätig waren. Ganz wie einst Cubier, so herrscht gegenwärtig Lyell in den Anschauungen der Zeit, und man pflegt dabei zu vergessen, daß die Katastrophentheorie doch nicht so lange zur Befriedigung der besten Forscher und Denker zur schematischen Erklärung der geologischen Tatsachen hätte verwendet werden können, wenn sie sich nicht doch auch auf eine Summe sicherer Tatsachen hätte stützen können. Auch hier liegt die Wahrheit zwischen den Extremen der Theorie.

Durch den Sieg Lyells war der Theorie Darwins Bahn gebrochen. Der präzise Ausdruck, den Darwin selbst in seinem epochemachenden Werke seiner Lehre gegeben hat, lautet: „Ich bin vollkommen überzeugt, daß die Arten (Spezies) nicht unveränderlich sind, daß die zu einem sogenannten Genus zusammengehörigen Arten in einer Linie von anderen, gewöhnlich erloschenen Arten abstammen in der nämlichen Weise, wie die anerkannten Varietäten einer Art Abkömmlinge dieser Art sind.“ Wenn aber die Ähnen der jetzt lebenden Arten (Spezies) als gemeinsame, das Genus repräsentierende Stammformen auf der Erde in früheren geologischen Epochen gelebt haben, muß sich da nicht auch für das Genus Mensch, das jetzt in so verschiedenartige Varietäten zerfällt, die gemeinsame Stammform, der Urmensch, in den Erbschichten früherer Weltalter nachweisen lassen? So lautet die neuerdings wieder aufgeworfene Frage nach dem Urmenschen: Nun erinnerte man sich wieder, daß schon lange Funde von Menschenknochen und sogar von rohen, doch zweifellos vom Menschen herrührenden Artefakten signalisiert worden waren, aus denen man auf eine Gleichzeitigkeit des Menschen mit den wichtigsten diluvialen Tieren schließen durfte. Bald gelang es der wissenschaftlichen Forschung, mit aller Bestimmtheit zu beweisen, daß der Mensch wirklich schon in der der jetzigen geologischen Epoche, dem Alluvium, vorausgehenden Diluvialepoche trotz des Cubierschen Dogmas gleichzeitig mit den großen diluvialen Dicksäuatern und ihren Genossen in Europa gelebt habe.

Aber wie sehr hatte sich inzwischen in den Anschauungen der Wissenschaft der Begriff des Cubierschen Diluviums verändert! Wenn es einst aus der Anwesenheit von Tierformen, die heute nur noch in tropischen Gegenden gefunden werden, wie Elefant, Löwe usw., festgestellt scheinen konnte, daß in der Diluvial- oder Quarzterrepoche, wie man sie in der Reihe der vier großen geologischen Weltzeitalter nennt, Europa ein warmes, ja tropisches Klima besessen habe, so daß man sich den europäischen Urmenschen in einem Paradiese unter Palmen wandelnd denken durfte, schien nun in

dem Dichte neuer Erfahrungen in jener Epoche der ganze europäische Kontinent, ja wohl die ganze Erde, von Eis zu starren. An die Stelle der „großen Flut“ und als unmittelbare Ursache der zweifellos auf Wirlungen mächtiger Wassermassen hindeutenden Erscheinungen des geschichtlichen Diluviums war die Annahme der Eiszeit getreten, die zunächst als allgemeiner „Schüttelfrost der Erde“ aufgefaßt wurde, der auf die Fieberhitze eines vorausgehenden allgemein wärmeren Klimas in der Tertärepoche gefolgt wäre. Das einstige Paradies der europäischen Urmenschen erschien in eine frosttarrende Eis- und Schneewüste verwandelt.

Die neueste Zeit ist von so extremen Ansichten wieder zurückgekommen. Die gewaltigen Eisbedeckungen, von denen man den Begriff der Eiszeit abgeleitet hatte, erscheinen uns jetzt nicht mehr als ein gleichzeitig und allgemein über die Erde verbreitetes, sondern als ein überall lokal beschränktes und in der nördlichen und südlichen Erdhemisphäre vielleicht zu verschiedenen Zeiten aufgetretenes Phänomen. Damit werden uns auch die Verhältnisse des Menschen während der Eiszeit verständlicher.

Kleines feuilleton.

Aus dem Pflanzenleben.

Die Sinne der Pflanzen. Daß Pflanzen sehen, fühlen und schmeden und auch ein elementares Richtungsempfinden haben, erscheint dem Biologen Coupin, der hierüber in „La Revue“ (Paris) berichtet, unzweifelhaft. Natürlich sollen diese Eigenschaften: Sehen, Fühlen, Empfinden usw. nicht in menschlichem Sinne aufgefaßt werden; man spricht davon ohne diese Uebersetzung auch bei der niederen Ordnung tierischen Lebens. Das Sehvermögen eines Insekts ist von ganz anderer Art, als das eines Menschen; noch geringer natürlich ist das Sehvermögen einer Pflanze. Was der Gelehrte meint, ist dies: Pflanzen reagieren auf die sie umgebenden Anreizungen und unterscheiden sogar zwischen diesen, so daß man bei ihnen auf ein gewisses Empfindungsvermögen schließen kann — das Wort im weitesten Sinne gebraucht.

Am höchsten entwickelt in diesem Sinn ist wohl das Gesicht der Pflanzen; es ist ja bekannt, daß Pflanzen unter den schwierigsten Verhältnissen immer das Streben zeigen, ihr Blätter dem Licht zuzuwenden. Dieselbe Sensibilität dem Licht gegenüber haben die Wurzeln, jedoch mit dem Unterschied, daß sie das Licht meiden. Es gibt da ein verblüffendes Beispiel für den Einfluß des Lichts auf die mikroskopische Alge, die zahlreich im Wasser vorhanden ist und die Macht der Bewegung hat. Wenn etwas von dem grünlichen Wasser, das in Sümpfen steht, in eine durch Lampenruß äußerlich geschwärzte Glasröhre getan wird, auf die man ein Wort schreibt, dergestalt, daß der Lampenruß, die Linien der Schriftzeichen verfolgend, ausgekratzt wird, so wird man folgende Wahrnehmung machen: das Licht fällt durch die Buchstaben in die Glasröhre, die Alge wird sich an diesen Stellen sammeln, und wenn man die Röhre nach ein- bis zweitägigem Stehen in der Sonne von dem übrigen Lampenruß reinigt, so wird das Wort durch grüne Algen geschrieben auf dem Glas erscheinen.

Starke entwickelt ist auch das Gefühl der Pflanzen. Es gibt solche, die bei der leisesten Berührung ihre Blättchen zusammenschließen. In neuerer Zeit hat man die empfindungsfähigen Pflanzen eingehend studiert und dabei ein fein verzweigtes Gewebe von Zellen entdeckt, die miteinander durch winzige Uebergänge aufs wunderbarste verbunden und zusammengefügt sind, wie ein Netz von Nerven, das jeden fühlbaren Eindruck der übrigen Pflanze übermittelt. Das Blatt der „Venusfliegenfalle“ schließt sich beispielsweise sofort, wenn ein Insekt sich plötzlich darauf niederläßt und fängt somit den Eindringling. Es ist jedoch festzustellen, daß die Bewegung nur dann entsteht, wenn eins der drei feinen Härchen im Innern des Blattes berührt wird. Man kann also mit Recht sagen, daß die Pflanze fühlende Organe besitzt, genau so, wie sie sich in der Epidermis der meisten Tiere befinden.

Was den Geschmack betrifft, so besteht nach Coupin kein Zweifel darüber, daß er bei den niederen Pflanzenarten, wie der Alge, existiert. Wenn man beispielsweise dem Wasser, in dem sie leben, andersartige Teile beifügt, so werden nur einige davon von der Alge aufgenommen. Es zeigt sich, daß sie die Fähigkeit besitzt, Gerüche wahrzunehmen und zu wählen, was bei den höher kultivierten Gewächsen schwerer festzustellen ist. Man kann auch die Beobachtung machen, daß, sobald man auf das Blatt einer fleischfressenden Pflanze (z. B. Sonnentau) ein Insekt setzt oder ein Stückchen Fleisch legt, die Fühlhäden, mit denen es bedeckt ist, diese Dinge erfassen, während sie gegenüber nicht nahrhaften Stoffen völlig bewegungslos bleiben.

Schließlich kann man neben diesen Eigenschaften noch von einem besonderen Richtungssinn sprechen. Man bringe eine vertikale Wurzel in horizontale Lage und sie wird alsbald ihre äußersten Spitzen dem Mittelpunkt der Erde zuneigen. Tut man das gleiche mit einem Stengel, so wird er sich in entgegengesetzter Richtung dirigieren, gegen den Zenith. Die Physiologen nennen diese Erscheinung Geotropismus. Dieser Sinn ist hochentwickelt in der Pflanzenwelt und die Gewächse reagieren auf empfindliche Anreizungen mit unfehlbarer Sicherheit.